

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

65. Mittwoch, am 14. August 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Buch der Wanderungen. Ostsee und Rhein. Von Ernst von der Haid. Herausgegeben von Karl Grün. Cassel und Leipzig, bei Theodor Fischer. 1839.

Man fragte uns jüngst so naiv als einfältig: „ob wir die junge Literatur haßten? sie habe uns ja nie etwas zu Leide gethan“ und wir wußten kaum, ob wir über die Frage lachen oder uns ärgern sollten. Wir erwiderten trocken: daß uns nur eine wirklich „junge Literatur“ bekannt sey, nämlich die, zu welcher in erster Reihe die Dichter des „Faust“ und des „Wallenstein“, und in zweiter, dritter und vierter, die des „Octavian“, der „östlichen Rosen“, der „Todtenkränze“, der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, des „Ahasver“, „des fahrenden Poeten“, und etwa noch ein Duzend anderer gehörten, gleichviel ob jene Männer eine Alongenperücke oder eine rothe Mütze auf dem Haupte trügen, und im Fleische unter uns, oder im Sternkleide über uns wandelten. Meinet man diese junge Literatur, so sey die Antwort überflüssig, meinet man aber ein Duzend Leute, welche, wenn auch nicht sans rime aber doch sans raison, und ohne daß ein vernünftiger Mensch weiß warum — höchstens weil sie bloß nöthig haben, sich wöchentlich zweimal rasiren zu lassen, während andere Leute sich diese Unbequemlichkeit alle Tage anthun müssen — sich die „junge Literatur“ par excellence nennen, so verdiene es keine Antwort. — Biewohl wir diese Worte im Aerger hinwarfen, so enthalten sie doch, cum grano salis genommen, so ziemlich unser ganzes Glaubensbekenntniß in dieser Hinsicht. Obwohl wir allerdings der Meinung sind, daß ohne eine gewisse Reife des Geistes, die zum Theil mit durch die Jahre bedingt wird, ohne alle Lebenserfahrung, ja ohne Lebensschmerz — der aber kein nach dem Kaffeehause riechender Weltschmerz seyn darf — kein wirkliches Dichtwerk zu Stande kommt, obwohl wir ferner den Glauben hegen, daß die Politik — besonders wenn sie aus Werdelust ausgebeutet wird — nicht das Allgeringste mit der Poesie gemein hat, obwohl wir endlich überzeugt sind, daß es keinen schlechten Staatsmann gebe, als einen Poeten, so hielten wir es dennoch geradezu für ein Verbrechen gegen den heiligen Geist der Dichtkunst,

wenn wir gegen einen jugendlichen Dichter, weil sein Jugendfeuer überbraust, weil er sich ungeberdig anstellt, ja weil er seine Zukunft mit politischen Narrheiten verändelt, eine Abneigung fassen sollten. Schmerzen thut es uns allerdings, wenn wir ein wahres Talent auf diese Weise verkümmern, ja vielleicht zu Grunde gehn sehen, aber haßen — bewahre uns der Himmel! Wir würden, hätten wir nur Macht und Gelegenheit, gern jedes junge Talent hegen und pflegen, ja es sollte uns nicht darauf ankommen (wären wir ein Fürst, und bemerkten ein solches, wo die radicale „Werdelust“ besonders stark wäre) es mit einem guten Gehalt zu unserm Leibdemagog zu ernennen, aber — dieß die *conditio sine qua non* — das Talent müßte da seyn. — Was den Verfasser vorliegender Wanderungen anlangt, so bezeugen wir gern, daß ein hübsches Talent bei ihm vorhanden sey. Am meisten tritt dieß hervor, wo die Empfindungen eines jugendlichen, thatenmuthigen Gemüths unwillkürlich hervorbrechen. Er ist glücklicherweise noch nicht so tief in den Sumpf des Egoismus gerathen, um nicht noch an der Natur, an den Menschen um ihn her, eine ungekünstelte, herzliche Freude zu haben. Er glaubt zwar, daß es zum Komment gehöre Politik zu machen, und viel zu reden über Louis Philipp, Diplomatie, die „Sakristey der Zeit“, den „geschlossenen Phalanx des Liberalismus“, das „zu erstürmende Thor des himmlischen Jerusalem“ (der Radicalen nämlich) aber es klingt alles recht jugendlich und unschuldig, und er wird auch so gut seyn, und seine Pläne noch so lange aufschieben, bis seine Freunde „ihre Schwerdter zu jener Erstürmung, an denen in seinem neuesten Roman „Deswald“ enthaltenen Fragen geweht, und die darin enthaltenen Gegenstände, damit man sie kenne und fürchte, auf die Fahnenstöcke ihrer Streitmächte gepflanzt haben.“ — „Ihr sollt ganze Kerle seyn!“ ruft er den jungen Dichtern Deutschlands zu, aber er statuiert nur drei solcher „ganzen Kerle“, nämlich Heine, Gutzkow und den „jungen Helden“ und „Jünglingmann“ Moriz Carriere, indes tres faciunt collegium, warum nicht auch einen Phalanx, wenn auch einen etwas dünnen? — Ein Wort des Verfassers hat uns vor Allem angesprochen und wir wüßten kaum etwas Treffenderes gelesen zu haben, wenn

wir ihm auch eine andere Auslegung geben. „Wir müssen,“ sagt er Seite 192, „von der Zeit getriebene Leute auf eigene Faust seyn, und darum giebt es heut zutage so viele Narren auf eigene Faust!“

E. v. Wachsman.

Bildende Kunst.

Die Gemäldeammlung des Herrn Aguado (Marquis de Las Marismas) in Paris. (Aus dem Tagebuche eines Müßigen.)

So oft ich in dem spanischen Museum im Louvre war, wunderte ich mich jedesmal, daß man von diesen Gemälden so viel Wesens gemacht hatte; und ich gestehe, daß ich trotz ein paar ausgezeichnet schöner Bilder — eines Mönches von Zurbaran, eines Portraits von Murillo, eines andern von Greco — trotz dieser Masse von oft hinlänglich charakteristischen Greueln, nicht recht an eine spanische Malerschule glauben wollte. Es schien mir fast, als sollte man diese Kunstrichtung eher eine Martyrschule, die nur im Dienste der Inquisition und zu ihrer glorreichen Verewigung gearbeitet habe, nennen.

So ungefähr geht es uns überhaupt mit Spanien, wenn wir aus weiter Ferne, nach abgerissenen, unzusammenhängenden Thatfachen, die uns oft nur unerklärbare Auswüchse des menschlichen Geistes zu seyn scheinen, die uns — weil sie eben abgerissen sind — nur wie unauflösbare Dissonanzen entgegentreten, über das Wesen und den Beruf dieses Landes und Volkes aburtheilen. Nur erst bei näherem Betrachte, wenn wir auf einen höheren, weiterübersehenden Standpunkt gelangen, der uns erlaubt, das Ganze als Ganzes aufzufassen, lösen sich diese Dissonanzen natürlich auf, und werden zu einer nothwendigen Harmonie. Dann sehen wir, wie die Religion in Spanien nothwendig das Kreuz zum Schwerte machen mußte, um die Araber zu besiegen, wie der Sid ein Heldenpriester und ein priesterlicher Held war, und wie so der Catholicismus durch diesen Kampf selbst zur einzigen belebenden Idee jenes Landes werden mußte. Der hundertjährige Kampf gegen die Araber hatte die Fesseln gelöst, die anderswo die Gesellschaft zusammenhielten; die durch die Gothen nach Spanien übergesiedelten germanischen Ideen von Freiheit und Manneselbstständigkeit wurden durch jenen Kampf zur Monarchie, zu einer Art polnischen liberum veto des spanischen Adels, das zum Untergange Spaniens, wie zum Untergange Polens, geführt haben würde, wenn nicht ein anderes Band, das eiserne der Inquisition, ein

anderes Lebensprincip, das eines unangreifbaren über allen Zweifel und alle Protestation gestellten alleinigen Glaubens, der in der absoluten Gewalt der Könige nur einen starken aber ergebenen Diener suchte und fand, die lockern Elemente Spaniens mit fester Hand zusammengehalten hätte. Es wäre Unsinn, die einzelnen Handlungen der Inquisition zu vertheidigen, — aber es ist ebenso unsinnig, eine so gräßliche Erscheinung durch sich selbst, durch die Tücke einzelner Menschen, durch die Einfalt der Massen erklären zu wollen. Sie wäre unerklärlich, wenn sie nicht nothwendig gewesen wäre, und nothwendig wurde sie, weil in Spanien durch jenen hundertjährigen Kampf, der einen Sid erzeugt hatte, alle anderen Elemente der gesellschaftlichen Organisation aufgelöst worden waren.

Und das heutige Spanien leidet noch immer an den Nachwehen jenes Kampfes gegen die Araber, jenes Kampfes Europa's gegen Afrika, bei dem Spanien das Vorpostenheer der Civilisation war; aber leider, wie dieß bei Heeren, die längere Zeit Krieg führen, stets mehr oder weniger der Fall ist, verwilderte, und am Ende nichts mehr achtete, als seine Fahne, auf der zum Glücke ein Kreuz glänzte, als seinen Feldherrn, den Inhaber der absoluten Macht. Die Entdeckung Amerika's, die Goldgruben der neuen Welt, die sich über Spanien ausgossen, die dem Müßiggange Schätze in Ueberfluß sicherten, wurden dann die Ursache, daß Spanien, während ganz Europa durch die liebe Noth, die beten aber auch arbeiten lehrt, gezwungen, Riesenschritte machte, auf demselben Standpunkte stehen blieb, auf dem es, nachdem der Kampf gegen die Araber aufgehört hatte, angekommen war. Die letzte Spanien zusammenhaltende Idee, der Glaube, mußte sich ab, nachdem er in dem Kriege gegen die Ungläubigen nicht mehr täglich neue Nahrung einsaugen konnte, und so sehen wir heute in Spanien, keinen Kampf um die Herrschaft, um einen Thron, sondern die nothwendigen Wirren und Gebährwehen eines Volkes, das eine neue Lebensidee sucht, und sie wohl eben durch diesen Kampf selbst finden muß und wird. Der alte Glaube, die Lebensidee Spaniens, die aus dem Kampfe gegen die Araber siegreich hervorgegangen war, deren letztes Aufblühen wir in dem Kriege gegen Napoleon sahen, hat sich in der Inquisition abgenutzt, und Spanien suchte heute einen Ersatz für denselben. Der gegenwärtige Kampf ist so nur das blutige Vorspiel einer neuen Epoche für Spanien.

Das Alles wurde mir in der Gallerie des Herrn Aguado nur noch klarer, denn ich sah hier abermals, wie nothwendig es ist, bei Allem, was aus Spanien kommt,

wie was in Spanien geschieht, zu suchen, den höheren, den überblickenden Standpunkt zu erlangen; und wie dieser Standpunkt gerade bei einem Lande um so nothwendiger, je fremder dasselbe durch die einseitige Richtung seines Staats- und Volkslebens allen übrigen so vielseitig thätigen europäischen Völkern geworden ist.

Die greuelhaften Martyrscenen werden im Museum des Louvre zu Frazzen; da die tiefe Gläubigkeit, die Kampfesreligion, die aus dem Kreuze den Handgriff des Schwertes gegen den Unglauben machen mußte, die diesen durch jenes besiegte, auf keine Weise in dem königlichen Museum vertreten, und man nur etwa in dem dunkeln Bilde jenes Mönches von Zurbaran sie zu ahnen im Stande ist. Aber die Auflösung des Räthsels, die in diesem Mönche gegeben ist, ist so durch die Menge der nichtsagenden frazzenhaften Gespenster des spanischen Sphinx in den Hintergrund verdrängt, daß es nur selten Jemanden gelingen wird, sie im Louvre herauszufinden.

In der Gallerie des Herrn Aguado tritt uns dagegen der Geist des spanischen Volkes, des spanischen Glaubens und auch der spanischen Malerei und Kunst klar und unverhüllt entgegen, und Murillo ist der treueste Uebersetzer desselben.

Die spanische Kampfesreligion war eben durch diesen Kampf, durch seinen Zweck, die Befiegung des Feindes, den Gewinn von Beute, Land und Sklaven, und durch die Erreichung desselben aus den idealischen Regionen des Himmels herabgestiegen, hatte sich gleichsam zu einem zeitlichen Zwecke verkörpert, vermaterialisirt. Der Lohn, der für die guten Christen anderer Länder, ihrer erst in jener Welt, im Himmel harrete, wurde den siegreichen Spaniern schon auf dieser Erde zu Theil; die Beute, die Schätze, die Paläste der Araber, Alhambra, waren der Kampfespreis, der zeitliche Lohn, der irdische Himmel des gläubigen spanischen Kämpfers. Und auch die Hölle wurde zu einer zeitlichen Hölle, zu der die Inquisition die Scheiterhaufen anzündete, und die Martyrinstrumente schmiedete, wachte und glühte. Daß bei einem solchen Glauben, bei so in die Zeitlichkeit übergreifendem Himmel, so auf Erden versinnlichter Hölle, die spanische Kunst nicht zu einer idealischeren Anschauung des Kunstgegenstandes gelangte, ist so natürlich als Etwas und frappirt sicher schon bei einer auch nur oberflächlichen Uebersicht der Kunstschätze des Herrn Aguado. Murillo, der ausgezeichnetste Künstler der spanischen Schule, strebte oft nach einem höhern idealischen Standpunkte für seine Madonnen, für seine Heiligen, aber stets zeigen diese Versuche, daß er an der Gränze des einem Spanier Möglichen angelangt war. Auch nicht ein ein-

ziger solcher Versuch, wie oft man auch dieß Streben in mehreren Gemälden der Gallerie Aguado sieht, ist gelungen, und nur in einer Madonna (La Corruption Nr. 79) zeigt der gewaltige Meister, daß er vielleicht in Deutschland oder Italien auch in dieser Beziehung das Höchste vollkommene zu leisten im Stande gewesen seyn würde. Ueberall fast wird die veredelte, veridealisirte Madonna, der überirdisch seyn sollende Geist, zum schwindenden, charakterlosen Bilde, in dem man kaum noch die Hand des Meisters zu erkennen vermag.

Eines der bedeutendsten Bilder von Murillo in der Aguado'schen Gallerie, der Tod der heiligen Clara (la mort de S. Claire, ou la procession des vierges Nr. 67, — 6 Fuß und 6 Zoll hoch, 15 Fuß breit), ist gerade in der angedeuteten Beziehung vom höchsten Interesse. Links sieht man hier die heilige Clara auf dem Todtenbette von Mönchen und Nonnen umgeben, während rechts eine Prozession der Jungfrauen von Christus und seiner Mutter angeführt aus dem Himmel herabsteigen. In dieser Gruppe von himmlischen Jungfrauen hat der Künstler versucht, das Idealische der Himmelsnatur darzustellen; aber die himmlischen Jungfrauen werden zu nichtsagenden, flachen Wesen, die an die Modejournalgesichter erinnern; die Madonna ist ohne allen Ausdruck, und der mildbächelnde Christus zeichnet sich nur durch seine Stellung, in der er eben mit der Madonna ein en avant deux anfangen zu wollen scheint, aus. Dagegen ist die irdische Gruppe, die sich um das Todtenbette der heiligen Clara reiht, des Meisters ganz würdig. Kräftiges Leben, Ausdruck und Wahrheit sprechen hier aus jedem Gefühle, und die irdische Ruhe, das stille Lächeln der Sterbenden ist so glücklich gedacht als ausgeführt.

In einem andern Gemälde, einem heiligen Vincent Terres (Nr. 69) versuchte Murillo abermals mit demselben unglücklichen Erfolge seinen Gegenstand zu veridealisiren. Der Heilige erscheint hier mit gewaltigen Flügeln, aber diese selbst sind nicht im Stande, ihn von der Erde zu entfesseln, und die ganze Gestalt ist so plump, so materiell, so Erde und Staub, Zeitliches und Irdisches witternd, daß man hinter ihr nur das Portrait eines nicht einmal frommen Mönches suchen sollte, aber sicher ohne die Flügel nicht an den überirdischen Heiligen denken würde.

In vielen Gemälden anderer spanischer Künstler zeigt sich dasselbe unglückliche Streben, sobald sie es versuchen, aus der Wahrheit in's Ideale, aus dem Irdischen in's Ueberirdische übergreifen zu wollen. Ein Hauptwerk Zurbaran's ist in dieser Beziehung wieder merkwür-

dig. Der heilige Hugo, die Hühner der Brüder, Char-
treux in Schildkröten verwandelnd (156), ist der Gegen-
stand desselben. Die Wunder sind eben Wunder, über-
irdische Ereignisse, und wer sie darstellen will, muß sie
überirdisch darzustellen suchen, oder den Versuch ganz un-
terlassen. Hier auf diesem Bilde aber, das schön geord-
net, schön gemalt, voller Ausdruck und Kraft ist, sieht man
förmlich, wie dieß Hühnchen durch die Berührung des
Heiligen zu einem Mittelbeing zwischen Schildkröte und
Huhn wird, die Vollendung des Wunders geht nicht au-
genblicklich vor sich, sondern es ist für den Spanier Zur-
baran eine Art chemischer Umgestaltung nöthig, und er
erhascht dieselbe im Augenblicke, wo sie eben vor sich geht,
wo das Huhn nicht mehr Huhn, und noch nicht Schild-
kröte ist. Es ist das eine ächt spanische Auffassung.

Der Maler Morales ist in dieser Beziehung noch be-
sonders merkwürdig. Die Spanier nannten ihn den
Göttlichen, aber die Göttlichkeit in seinen Gemälden
besteht eben nur in einem total mißlungenen Versuche zu
idealisiren, in einer geleckten, verschwimmenden, alle
Energie und Charakter verwischenden Manier. Seine
Bilder in der Aguado'schen Gallerie (Nr. 60 bis 62), sind
sprechende Beweise für diese Ansicht. —

Doch genug von dieser allgemeinen Richtung der
spanischen Schule, die nur eine andere Folge derselben,
Verzeitlichung des Himmels und der Hölle, die zur In-
quisition, und auch in der Kunst zu jener Menge von
Inquisitions-scenen führte, ist. Zurück zu Murillo.

Die beiden schönsten Bilder Murillo's, und wohl die
schönsten der ganzen spanischen Gallerie des Herrn Aguado
— ich spreche hier nur meine individuelle Ansicht aus,
Andere mögen anderen Gemälden den Vorzug geben, ich
habe nichts dagegen — sind: der heilige Diego be-
tend vor einem Kreuze (Nr. 71) und die Recep-
tion des h. Gilles bei'm Pabste (Nr. 72, beide
5 Fuß und 1 Zoll hoch, 5 Fuß und 10 Zoll breit). Beide
Bilder sind lebendig und wahr in einer Art, wie sie sel-
ten, ich möchte fast sagen: nirgends die ersten Künstler
der besten Malerschulen erreicht haben. In dem ersten
Bilde steht der heilige Diego links vor einem Kreuze und
betet. In seinem Gesichte liegt eine so tiefe aber rein
menschliche Inbrunst, wie sie sicher kaum je gemalt wurde,
aber wie man sie eben so sicher fast täglich in katholischen
Ländern, wo noch ein fester Glaube herrscht, sehen kann.
Rechts mehr im Vordergrunde ist eine Gruppe Mönche,
die sich um den Cardinalbischof von Pampeluna reihen,
und die ganz menschlich über das inbrünstige Gebet des

Heiligen zu discutiren scheinen. Besonders einer der
Mönche, mit einem schönen, freien, offenen, aber auch
etwas aufgeklärt ungläubigen Gesichte, scheint der Si-
cerone des Cardinals zu seyn. In dem andern Bilde
steht der heilige Gilles, ein Greis mit vortretendem Kinn,
mit von Zeit und Ereignissen durchfurchtem Gesichte und
Stirn vor dem Pabst. Auch hier wieder nichts Ueberir-
disches, nichts Idealisches, aber eine menschliche, eine
Formenwahrheit, die bis zur Täuschung geht, und die so
sprechend wird, daß die Bilder oft ein fast schauererreg-
gendes Leben haben. Da fehlt auch nicht eine Muskel,
nicht eine Falte im Gesichte des Greises, und jede Form
tritt so selbstständig, so wahr hervor, daß wenn von die-
sem Bilde auch nur ein zollbreiter Lappen abgerissen
würde, man an ihm die Hand des Meisters auf den er-
sten Blick erkennen müßte.

Diese Wahrheit, dieses scharfe und doch so natürliche
Formleben tritt noch klarer in dem Portrait eines Mön-
ches von Murillo (Nr. 102) hervor. Das Auge glänzt
und lächelt hier, die Lippe spricht, jede Muskel zuckt,
und wir stehen zweifelnd ob wir staunen oder schauern
sollen, denn die sprechende Wahrheit dieses Bildes ist so
erschütternd, daß man beinahe eher an das Wunder
glauben würde, das einen Menschen in jenen Namen
festzubannen im Stande war, als an das, durch welches
solche Wahrheit auf der Leinwand gemalt werden konnte.
Ich habe Portraite der größten Meister aller Schulen ge-
sehen, vielleicht welche, die schöner aufgefaßt waren, die
mehr den Geist, das Wesen ihres Urbildes wiederzugeben
strebten und wußten, sah aber nie Eines, das die Form
bis in's letzte Detail mit einer solchen Wahrheit fesselte.
Und da eben die Form das Bild des Geistes ist, so tritt
dieser bei der Vollendungsstufe auf der Murillo, als er
dieß Bild malte, stand, so lebendig, wie selten, fast nie
bei andern Malern, die nur die Form wiederzugeben
wissen, hervor. Gerade diese Meisterschaft ist aber auch
nothwendig, um diese Malerart erträglich zu machen,
denn wenn die Mittelmäßigkeit an die Form gefesselt ist,
so steht diese um so todter da, je weniger man versucht
hat, durch Hineintragung eines lebendigen Gedankens die
Mangelhaftigkeit der Form zu ersetzen.

Nur diese letzten drei Bilder Murillo's scheinen der
höchsten Vollendungsepoche dieses Malers anzugehören.
Die übrigen, die wir in der Gallerie des Herrn Aguado
sehen, sind oft noch schön aber reichen nicht mehr an die
letztgenannten. Selbst der Tod der heiligen Clara ge-
hört nur durch den irdischen Theil dieser Epoche an.

(Beschluß folgt.)